

2. Einleitung

Medien heben Beschränkungen natürlicher Kommunikation auf und erweitern damit die Reichweite der Menschen gegenüber der Kommunikation unter Anwesenden. Eine solche zuvorderst technische Eigenschaft ist immer auch sozial wirksam.¹ Alle Beteiligten wissen dies. Mit der Aufhebung bestehender Restriktionen ergeben sich neue Möglichkeiten; das ganze Spektrum dieses Neuen ist aber zum Zeitpunkt der Einführung noch unbekannt. In diesem Moment weiß man nur wenig über neu entstehende Beschränkungen und die sich erst später etablierenden, sozial normierten Nutzungen. Diese Situation ermöglicht und erfordert Gedankenexperimente und Phantasie. Solche Überlegungen zur Wirkung neuer Medien treiben nicht nur die technische Entwicklung hinsichtlich der ingeniösen Kreativität in eine bestimmte Richtung, sie unterstützt auch den Nutzer bei der Suche nach geeigneten Anwendungen. Phantasie und Utopie über die soziale Wirksamkeit der Medien liegen allerdings nahe beisammen, wie es in der Debatte um das Internet der Fall ist.²

In den Diskussionen über die werdende Informationsgesellschaft behaupten Autoren aus den verschiedensten Richtungen immer wieder ein Ende der Bedeutung von konkreten Orten. Solche Zukunftsvisionen sollen Glauben machen, dass im globalen Netz „Beschränkungen geographischer Nähe als einziger Basis

¹ Wenn hier Technik und ihre soziale Wirksamkeit gegenübergestellt werden, so geschieht das im Bewusstsein, dass auch die Technik selbst in einem sozialen Prozess entstanden ist, wie die Technikgeneseforschung in ihren zahlreichen Varianten gezeigt hat. Gerade Vorstellungen über soziale Wirkungen spielen bei den Entwicklungsentscheidungen der Ingenieure und der Kaufleute immer eine Rolle.

² Hierin treten bereits unterschiedliche in der Techniksoziologie verbreitete Auffassungen zutage: 1. Eine inzwischen in der Soziologie auf dem Rückzug befindliche, wengleich außerhalb der Wissenschaft weit verbreitete technikdeterministische Sicht. Technikdeterministische Argumentationsfiguren gehen davon aus, dass die fertige Technik Wirkungen auf Sozialität und Umwelt entfaltet, aber keine oder nur geringe Rückwirkungen aus der Gesellschaft auf die Technik zu erwarten sind, was zu einer Eigendynamik der Technik führt. Als Ausdruck dieser Auffassung kann die bis in die 80er Jahre verbreitete Technikfolgenforschung angesehen werden (Joerges 1989). Als Kritik am Determinismus bildete sich eine kulturtheoretisch verankerte Techniksoziologie heraus (Rammert 1998). Dabei wird Technik als kulturell geformt angesehen. Praktischer Ausdruck einer solchen Auffassung ist beispielsweise die Technikgeneseforschung (Rammert 1992; Schlese 1995, Barben 1999, McKenzie 1996). In jüngerer Zeit wird gar von einer Weiterung der Beschränkung auf menschliche Akteure bis hin zu nichtmenschlichen Entitäten (so in der actor-network theory, z.B. Latour 1996) ausgegangen.

für Freundschaft, Zusammenarbeit, Spiel und Nachbarschaft bedeutungslos würden“ (Negroponte 1996). „Der Cyberspace wird zum Lebensraum einer neuen, bislang unbekanntem Tele-Existenz, die nicht mehr auf Zentren und räumliche Verdichtung angewiesen ist“ (Rötzer 1995: 8). Ein anderer „Guru“ des Informationszeitalters, Howard Rheingold (1994) schildert die Entstehung von virtuellen Gemeinschaften am Beispiel eines Computernetzwerks in Kalifornien und sieht eine Transformation sozialer Beziehungen im Zeitalter des Computers. Öffentlicher Raum werde für Kommunikationsströme immer überflüssiger, denn die Kommunikation und der Austausch von Informationen fände zunehmend im privaten Bereich statt. Soziale Beziehungen würden „weitgehend durch eine in internationalen Netzen existierende computergenerierte künstliche Parallelwelt strukturiert“ (Bühl 1997: 47). Das freie Spiel mit beliebigen Identitäten löse uns aus unserem körperlichen Sein, wodurch sich gänzlich neue Erfahrungshorizonte eröffneten (Turkle 1998). Einige der Schilderungen beziehen eine beobachtete Realität mit in ihre Visionen ein; andere scheinen von der Utopie derart beseelt, dass ihre Phantasie Science-Fiction-Romanen kaum nachstehen (etwa Möntmann 1996; Evans 1981).³

Mittels der neuen Kommunikationsformen sei ein deliberativer Diskurs möglich, und an diese These lassen sich Demokratisierungshoffnungen für die Teilhabe am Internet anknüpfen. Die Hoffnungen gehen so weit, dass dem Internet eine wesentliche Rolle in der Zivilgesellschaft zugebilligt wird. Hieraus wiederum folgt die Forderung nach pädagogischen Maßnahmen, um Jugendlichen das Medium nahezubringen (z.B. Grubauer 1998).

Distanziertere Beobachter qualifizieren solche Visionen als moderne Märchen, deren Realisierung von den Herstellern immer auf die nächste Hard- oder Softwarerelease verschoben wird (z.B. Werber 1996). Die Verwirklichung der Versprechen sei vom technischen Fortschritt abhängig. Wenn diese Beurteilung stimmt, dann ist damit bereits die Blickrichtung vieler der Hoffnungen und Utopien geklärt: Sie überträgt technische Errungenschaften auf soziale Strukturen. Überlegungen zu Restriktionen, die sich in Grundmustern des Sozialen ausdrücken und letztlich vor allem auf kognitiven Grenzen beruhen, bleiben von den meisten der genannten Autoren ausgespart.

³ Wie so oft wiederholt sich in diesem Fehlteil offenbar die Geschichte hinsichtlich der Interpretation einer technischen Innovation: so schrieb Heinrich Heine im Jahre 1843 bezüglich der damals neuen Eisenbahn:

„Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unserer Anschauungsweise und in unseren Vorstellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahn wird der Raum getötet, und es bleibt nur noch die Zeit übrig.“ (zitiert nach Noller 2000).

Es scheint aber, als seien diese Visionen nicht nur Sache von verschrobenen utopistischen Propheten, die für sich selbst oder eine ihnen nahestehende Organisation die Werbetrommel rühren (etwa Gates 1996 für Microsoft, Negroponte (1995) für das Medialab am MIT und sich selbst, welches zu wesentlichen Teilen von Sponsorengeldern lebt, oder Brauner/Bickmann (1994 und 1996), zunächst für Sony Deutschland, später für die Dt. Telekom).⁴ Für breite Teile der Bevölkerung, aber auch für die Nutzer handelt es sich um eine Interpretation des Zusammenhangs zwischen Vorstellungen über Merkmale der internetbasierten Medien und erwarteten Folgen. Diesen Zusammenhang nennt Rupert Schmutzer (1997) „ideologische Brücken.“ Vor allem auch „Wirtschaftskapitäne“ und die Akteure an den Börsen glaubten an die Vorhersagen; sie versprechen sich Gewinn durch „Virtualisierung“ ihrer Unternehmensaktivitäten und deren Verknüpfung von Standorten rund um den Globus durch die Datenstränge (etwa Charles Handy 1995).⁵ Vorhandene physische Strukturen würden bei der Telearbeit durch logische ersetzt (Fegter 1995), neue aufgabenorientierte Arbeitsstrukturen seien räumlich und zeitlich entkoppelt (Dostal 1995).

Selbst ernstzunehmende Wissenschaftler beteiligen sich an den Spekulationen über neue per Datenleitung geschaffene Gemeinschaften. „In Zukunft werden wir Gemeinschaften ohne Orte haben und Orte ohne Gemeinschaften“, so Ulrich Beck bei einem Vortrag in Frankfurt (1997). Es komme zu einer „Entkoppelung der Kommunikation vom Realraum“ (Bühl 1997: 57). Andere beobachten bereits die Entstehung von virtuellen Gemeinschaften (z.B. Höflich 1995). Einige Wissenschaftler befürchten durch die neuen Kommunikationstechnologien eine Auflösung der Orte mit ihren spezifischen Bindungen, in denen traditionelle Gemeinschaften mittels gemeinsam definierter Symbole strukturiert werden. Besitzen die Analysen eine empirische Basis, was gar nicht allzu oft vorkommt, wird in der Regel das Offensichtliche, das Oberflächliche verallgemeinert. Werden Interviews geführt, dann sind es Aktivisten, die befragt und in den entsprechenden Veröffentlichungen zitiert werden (z.B. Tapscott 1998, Turkle 1998).⁶ Abgesehen davon, dass die zitierten ideologischen Brücken (Schmutzer 1997) auch hier wirksam sind, legt eine solche Analyse zwar das Denken und die Erfahrungen einer inneren Elite offen, auf die Gesamtheit der Sozialbeziehungen ergibt sich jedoch ein verzerrtes Bild, beispielsweise, wenn den Nutzerinnen und Nut-

⁴ Diese Auffassung, dass zahlreiche Stimmen zu computerbasierten Netzwerken mit ihren sozialen Wirkungen interessegeleitet eine goldene Zukunft ausmalen, teilen auch Wellman und Gulia (1999).

⁵ PR dieser Qualität kann stellenweise zu einer „self-fulfilling prophecy“ werden (vergl. MacKenzie 1996).

⁶ Werden diese nicht bewusst gewählt, findet eine Selbstselektion in diese Richtung statt, wie die Kritik an WWW-Umfragen sehr gut belegen konnte (vergl. Bandilla/Hauptmanns 1998).

zern bedeutungsvolle Eigenschaften zugeschrieben werden. So seien „Netkids“ selbstbewusst, besäßen Mut zum Widerspruch, stellten schnell Freundschaften her usw. (Tapscott 1998). Eine solche eingeschränkte Analyse muss genauso fehl gehen, wie die Übertragung der Forderungen der Redner eines Jugendparteitages einer Volkspartei auf die Wünsche einer gesamten Generation. Selbst, wenn man eine solche Untersuchung als Elitenstudie ausgeben wollte (was die zitierten Autoren nicht tun), erübrigt sich keineswegs der Blick auf diejenigen Akteure, die nicht der Elite angehören, denn nur so ist eine Beurteilung der Reichweite der getroffenen Aussagen möglich.

Die vorhandenen Analysen zur Gemeinschaftsbildung beziehen sich auf bestimmte Medien auf der Basis des Internet, die an spezielle Anwendungsprotokolle und dazugehörige Anwendungsprogramme geknüpft sind. Seit geraumer Zeit ist die Tendenz zu beobachten, den Zugriff auf diese Medien zu vereinheitlichen und die verschiedenen Angebote in den Rahmen des World Wide Web (WWW) zu integrieren. Wo früher nur im IRC-Channel gechattet oder Diskussionsforen nur auf der Basis von USENET Newsgruppen und listservergestützten Mailinglisten angeboten wurden, findet man derartige Kommunikationsmöglichkeiten heute vielfach bereits als WWW-Applikationen. Dieser Trend dürfte sich verstärken, da das WWW der bevorzugte Zugang von Laien zum Internet zu sein scheint und auch als solcher von den Diensteanbietern propagiert wird. Dabei darf allerdings nicht aus den Augen verloren werden, dass der größte Teil des WWW aus einem unidirektionalen Informationsangebot besteht.

Im Zentrum der in dieser Arbeit angestellten Überlegungen steht nicht die oft behauptete Dualität zwischen enthusiastischer Position und kulturpessimistischer Medieneinschätzung (z.B. Burkart & Hömberg 1998; Thimm 2000), sondern die empirische Analyse der Beziehungsstruktur. Eine Gegenüberstellung beider Extrempositionen wäre darüber hinaus sinnlos, denn die kulturpessimistische Perspektive (etwa Slouka 1995; Stoll 1995) bedient sich derselben Grundmuster wie die euphorische Position, kommt aber zu anderen Bewertungen. Entweder sind es Utopien oder isolierte Beobachtungen, die als Grundlage für die Urteile herhalten müssen.

Eine empirisch fundiertere Analyse muss sich dagegen an bereits bekannten sozialen Grundprozessen orientieren und nicht von vornherein aufgrund des Erscheinens eines neuen Mediums von einer kompletten Umwälzung sozialer Beziehungen ausgehen. Angesichts all dieser bisher vorgetragenen Neuigkeiten erscheint diese Überlegung konservativ.⁷ Eine Weisheit besagt, es gäbe kaum

⁷ Hondrich (1997c: 56f): „Für den Journalisten ist nur die neue Nachricht und die schlechte Nachricht eine Nachricht. Sie haben somit ein besonderes Berufs- und Marktinteresse daran, nicht das

etwas uninteressanteres als die Zeitung von gestern. Dieser Zusammenhang zwischen Aktualität und Interesse trifft nicht nur auf Zeitungsmeldungen zu, bekannt ist er beispielsweise auch bei dem zyklischen Wechsel von Managementmethoden (Stegbauer 1995). Auch eine Wissenschaftsdisziplin wie die Soziologie und die angrenzende Öffentlichkeit kann sich einem solchen Hunger nach Neuigkeiten und neuen Gesellschaftsdefinitionen offenbar nicht entziehen. Die „Neuen sozialen Bewegungen“, „Übergangsgesellschaft“, nach der „68er-Generation“ kamen die „89er Jugendlichen“, während nur noch wenigen die „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ ein Begriff ist, kommt es zu einer Inflationierung von Gesellschaftsdefinitionen. Die Industriegesellschaft werde abgelöst durch, die „Nachindustrielle Gesellschaft“, die „Offene Gesellschaft“, die „Risikogesellschaft“, die „Multioptionsgesellschaft“, die „Wissensgesellschaft“, die „Informationsgesellschaft“, die „Freizeitgesellschaft“, die „virtuelle Gesellschaft“. All dies kann als Ausschnitt einer weit größeren Menge an untereinander konkurrierenden oder sich ablösenden Gesellschaftsdefinitionen herhalten. Eine Ursache dieser Pluralität ist sicherlich ein unterschiedlicher Fokus, den die jeweiligen Autoren solcher, meist aber mit umfassendem Anspruch geschriebenen Bücher bearbeiten. Nachdem das Neue eine Zeit lang faszinierte, diskutiert und denkt sich das Publikum satt. Wenn sich auf diese Weise die interessanten Aspekte verbreitet und trivialisiert haben, treten Fehlschlüsse, Ungereimtheiten, empirische oder theoretische Widersprüche stärker zu Tage und ins Bewusstsein der Rezipienten. Spätestens dann setzt die Wiederholung der Gier nach Neuem ein. Auch wenn die „nivellierte Mittelstandsgesellschaft“ Schelskys als Begriff vielleicht gar nicht so weit von den Diagnosen einer „Fahrstuhlgesellschaft“ à la Beck entfernt zu sein scheint, wird das neuere Schlagwort dem traditionelleren zumeist vorgezogen.

In den letzten Jahren werden die *neuen* Kommunikationsmedien ins Zentrum von Überlegungen zu gesellschaftlichen Veränderungen gerückt. Es scheint, als sei Kommunikation die Essenz aller Beziehungen, zumal für einige Autoren, alle Struktur (z.B. Organisation), bzw. gar die gesamte Gesellschaft aus nichts anderem, als aus Kommunikation besteht (Luhmann 1989).⁸ Stimmt diese Auffas-

Gleichbleibende, sondern das punktuell sich Verändernde zu melden und schlechte Meldungen noch einmal besonders hervorzuheben.“ Man könnte ergänzen, dass der Journalist darin dem Markt d.h. der Öffentlichkeit folgt.

⁸ Natürlich ist Luhmanns Auffassung so nicht ganz korrekt, zumindest nicht, solange man lediglich direkte Kommunikation mit einbezieht. Konkurrenzverhältnisse etwa benötigen keine direkte Kommunikation zwischen den Wettbewerbern, wengleich diese soziales aufeinander bezogenes Handeln der Beteiligten bedingen. Freilich kommt auch die Wahrnehmung solcher Verhältnisse nicht ohne Kommunikation aus, dies scheint aber bei Luhmann nicht gemeint zu sein.

sung, dann wäre es unbestritten, dass Änderungen in den Kommunikationsmedien auch weitgehende Veränderungen der Gesellschaft implizierten. Dieser theoretischen Überzeugung fehlt es an empirischer Unterfütterung, woraus sich die Frage ergibt, in welchen Dimensionen die Neuerungen auftreten.

In der Hauptsache lassen sich drei, die Sozialität betreffenden Kernaussagen über die Wirksamkeit der neuen interaktiven internetgestützten Kommunikationsmedien isolieren: Erstens, eine *Aufhebung von Raum und Zeit* durch scheinbar grenzenlose, mit Lichtgeschwindigkeit den Raum überwindende Kommunikationsmöglichkeiten. Zweitens eine *größere Gleichheit der Benutzer* von computerbasierten Medien (Sproull und Kiesler 1991; Kerr und Hiltz 1982). Befürchtungen über eine Ungleichheit innerhalb des Netzes selbst sind kaum zu vernehmen,⁹ dagegen äußern sich eine Reihe von Wissenschaftlern besorgt über die Differenz zwischen Teilhabenden und Nichtteilhabenden.¹⁰ Drittens, das *freie Spiel mit beliebigen Identitäten*, wobei man experimentell im Cyberspace sich einen eigenen virtuellen Körper erschaffen könne (Turkle 1998). Durch die

„netz- und spielimmanente totale Ausschaltung von personalen Prüfkriterien treten Subjektivität und präsentierte Selbst so weit auseinander, werden so radikal entkontextualisiert, dass den wechselseitigen Identitäts-Inszenierungen und Identitäts-Unterstellungen gleichermaßen ein tendenziell unendlicher Spielraum eröffnet wird“ (Vogelgesang 1999: 73).

Alle drei Aussagen beruhen auf der Idee, man könne technische Eigenschaften auf soziale Strukturen übertragen. Die Aussagen beinhalten implizit eine Annahme über die Strukturierung von vernetzter Kommunikation: Immer wird eine Abschwächung oder gar eine Aufhebung von Strukturen, eine Entstrukturierung und Entgrenzung behauptet.¹¹ Genau diese Behauptungen sollen in der vorliegen-

⁹ Kritisch mit der Gleichheitsthese geht z.B. Susan Herring (1993) um. Sie untersuchte Diskussionsforen wobei sie herausfand, dass der Diskurs von einer kleinen männlichen Gruppe dominiert wurde. Frauen, die versuchten auf einer eher gleichheitsorientierten Basis teilzunehmen, liefen Gefahr durch die Reaktionen der Männer eingeschränkt zu werden. Ebenso skeptisch hinsichtlich der Wirkung innerhalb von Organisationen geben sich Markus (1994) und Stegbauer (1995).

¹⁰ Mit diesem Problem beschäftigt sich die inzwischen sehr zahlreich gewordene Wissenskluftforschung (Donohue et al. 1973; Jäckel 1994; Saxer 1987; Lauffer 1996; Horstmann 1989, 1991; Domatob et al. 1996).

¹¹ In jüngster Zeit erschien eine Zusammenfassung der Entgrenzungsdebatte bezüglich virtueller Gruppen (Thiedeke 2000b: 25f). Dort wird behauptet, virtuelle Interaktionen seien gekennzeichnet durch Anonymität (Kontakte bei CMC-Kommunikation seien zumeist anonym, denn die Auswahl von Namen und anderen Identitätsmerkmalen sei frei und in vielen Fällen seien Tarnnamen beobachtbar), Selbstentgrenzung (durch das Fehlen von Sanktionsmöglichkeiten und durch die anonyme Kommunikation sei das Überschreiten normativer Grenzen die Regel, aber auch Partizipationseffekte und eine Egalisierung seien beobachtbar), Interaktivität und Optionalität (Virtuelle Beziehungen basierten auf einer fast grenzenlosen Vielfalt der Möglichkeiten; Themen, Interaktionsformen, Identitäten; Kommunikationsumgebungen und Wissensbeständen, die auszuwählen seien oder auf die zurückgegriffen werden könne).

den Arbeit untersucht werden. Die Überlegungen, sowohl die Raum-Zeit-These, wie auch die Gleichheits- und Identitätsthese sind Homogenitätsannahmen, die versprechen, entstandene Differenzierungen in gewachsenen Sozialstrukturen aufzuheben. Neue Chancen für Teilnehmer und Regionen werden versprochen – letztlich ließen sich Programme der Sozialpolitik, nämlich der Herstellung einheitlicher Lebenschancen damit voran bringen. Dabei wird zumeist übersehen, dass These zwei und drei in Widerspruch geraten können. Spielen die Identitäten keine Rolle, wie die Vermutung der Gleichheit von Akteuren nahe legt, dann ist zwar das beliebige Spiel mit Identitäten kein Problem – in diesem Falle bliebe es aber wirkungslos, denn das meiste von dem, was Identität für den Einzelnen so bedeutsam macht, wäre eingeebnet.¹²

Im Zentrum dieser Arbeit steht eine Untersuchung virtueller Kommunikationsräume, die näheren Aufschluss über die Vorhersagen bringen soll. Werden in den Diskussionsforen Gemeinschaften gebildet? Unter welchen Bedingungen geschieht das und wie schaut die Kommunikations-, mithin die Beziehungsstruktur in diesen internetbasierten Sozialräumen aus? Es soll weiterhin gefragt werden, ob die Voraussagen oder Beobachtungen der Realität entsprechen und welche Qualität neu geschaffene Bindungen dieser Art besitzen.

Fragestellungen wie die beschriebenen, ob und wie sich traditionelle Gemeinschaften auflösen und wie die neu gebildeten beschaffen sein werden, behandeln bereits die Theoretiker der Moderne. Diese Grundfragen der Industrialisierung treten nicht erst heute im Zuge einer „zweiten Moderne“¹³ auf, wie die von Ulrich Beck herausgegebene und zeitgeistorientierte Reihe im Frankfurter Suhrkamp-Verlag suggeriert. Immerhin wird behauptet, dass durch die Informationstechnik ein neuer Wandel in Gang gesetzt worden sei, welcher der ersten industriellen Revolution nicht nachstehe (z.B. Europäische Kommission 1994). War schon die erste industrielle Revolution durch eine nachhaltige, wenngleich unvollständige Verwerfung in den Sozialbeziehungen begleitet, scheinen die Prognosen der Klassiker, einer endgültigen Erfüllung immer näher zu kommen.¹⁴

¹² Möglich allerdings ist es auch, dass zugeschriebene Eigenschaften, etwa das Geschlecht („Frauen verstehen nichts von Technik“), einen anderen Aspekt der Identität überdeckt (etwa diejenige als „Technikfreak“). In diesem Fall könnte eine Kaschierung der Geschlechtsidentität durchaus zur Akzeptanz beitragen.

¹³ Münch (1998: 18f) redet gar einer dritten Moderne das Wort. Auch wenn er zugesteht, dass die „Untergliederung der Geschichte in Epochen immer etwas Willkürliches an sich“ hat.

¹⁴ Bekanntlich haben die mit der Industrialisierung einhergehenden schwerwiegenden gesellschaftlichen Umbrüche die Soziologie als Wissenschaft erst hervorgebracht. Als Beispiele für die damals beschriebenen Tendenzen seien soziale Differenzierung (Simmel), Anomie (Durkheim), ein Überwiegen „gesellschaftlicher“ Verhältnisse (Tönnies) oder ein stärkeres Vordringen von Rationalität (Weber) genannt.

Selbst wenn man den Apologeten einer neuen Moderne nicht folgen will, so scheint doch die Geschwindigkeit der technischen Entwicklungen und ihrer sozialen Adaption durchaus eine neue Qualität zu besitzen.

Die meisten Vorhersagen zum Internet betonen die mit den *neuen* Möglichkeiten einhergehenden Umbrüche und Veränderungen. In dieser Arbeit soll jedoch nicht zuvorderst das Neue betont werden: Wichtiger ist die Frage, inwieweit alte aus anderen gesellschaftlichen Zusammenhängen bekannte Regeln des Zusammenlebens, ihre Bedeutung auch in internetbasierten Kommunikationsformen nicht verlieren. Georg Simmel der Begründer der formalen Soziologie, trennt analytisch zwischen Form und Inhalt. Hinsichtlich des Erkenntniszieles stellt er die Frage (1908, zitiert nach 1992: 26), ob die Wissenschaft sich um das „Auffinden zeitlos gültiger Gesetze oder auf die Darstellung und das Begreiflichmachen einmaliger, historisch-realer Verläufe“ kümmern sollte. Sowohl die Inhalte selbst, als auch die Form können legitime Gegenstände wissenschaftlicher Betrachtung sein – hier jedoch soll mit Simmel der Erkenntnisbereich der Soziologie abgesteckt werden: Es geht um eine Untersuchung der Formen, also der Gesetzmäßigkeiten in der Struktur der Elemente. Zwar sind, um in Simmels Terminologie zu bleiben, Inhalte, Motive des Einzelnen in ihrer Bedeutung keineswegs zu unterschätzen, in ihrer Summe aber bilden diese eine spezifische Formation, deren Struktur nur in sehr geringem Maße individuell beeinflussbar ist. In dieser Arbeit wird die Sozialität vorwiegend durch ihre Grenzen und Schwellen (also negativ) bestimmt. Auch hierin steht sie in der Tradition der formalen Soziologie, wie es Simmel (1917a, zitiert nach 1984: 56) am Beispiel der Geselligkeit aufzeigt. Da nach Grenzen gefragt wird, muss auch nach Strukturen gefragt werden, denn Strukturen können als Manifestationen von Grenzen aufgefasst werden. Das eine ist nicht ohne das andere denkbar. Simmels Nachfolger, der wissenschaftlich sehr viel systematischer arbeitende Formalsoziologe Leopold von Wiese formuliert die Frage nach den Grenzen als zentral für die sozialwissenschaftliche Perspektive: „Die Wissenschaft von der Gesellschaft ist nicht zuletzt eine Wissenschaft von den Grenzen gesellschaftlicher Kräfte“ (von Wiese 1967: 100). Eine formale, an den Relationen der Akteure orientierte Soziologie verblieb in der Vergangenheit weitgehend im Hintergrund, während individualistische akteurszentrierte Erklärungen weit öfter zu vernehmen waren. Hierdurch ging die Frage nach der Formung der Beziehungen durch soziale Gebilde weitgehend verloren. Dies aber ist der auch hier verfolgte eigentliche Clou an Simmels Forschungsprogramm (Nedelmann 1999: 135). Die Formen, nach denen sich Relationen entwickeln, sind keineswegs beliebig. Zwar besitzen die Akteure Ausgestaltungs-spielräume, deren Grenzen sind aber in vielfacher Weise bestimmbar. Ja weiter-

gehend kann sogar das Konzept des Akteurs als Entität in Frage gestellt werden, bildet sich doch die Persönlichkeit erst in der Auseinandersetzung mit den anderen heraus und ist von diesen abhängig. Diese Überlegungen sollen als eine Art Richtschnur dieser Arbeit gelten.

Insgesamt ist es das Ziel, die Strukturierung und deren Ursachen in internetbasierten Kommunikationsforen genauer zu bestimmen. Dabei werden, soweit dies möglich erscheint, Zusammenhänge mit dem Ziel erläutert, hieran Gesetzesausagen anschließen zu können. Mit Blick auf die von Klages (1967) entwickelte Dreiteilung zwischen gesetzesorientierter-, gestaltorientierter- bzw. verstehensorientierter- und artefaktorientierter Forschung, kann die hier vorliegende Untersuchung auf einem Kontinuum zwischen den beiden zuerst genannten Formen, näher an der gesetzesorientierten Variante verortet werden. Der hiermit einhergehende Nachteil ist der aller „reduktionistischen Soziologie“ (Walter Bühl 1974); es handelt sich um das Erreichen eines geringeren Komplexitätsgrades und damit gleichzeitig um die Zurschaustellung einiger „offener Flanken“, die eine stärker beschreibende Vorgehensweise sicher nicht in diesem Maße zu gewärtigen hätte.

Die Gemeinschaftsmetaphorik überwiegt in den Studien zu internetbasierten Kommunikationsforen deutlich. Daher scheint ein eigenes Kapitel notwendig, um klassisch-soziologische Begriffe vor diesem Hintergrund zu klarieren: In wieweit ist die Gemeinschaftsrhetorik zulässig? Stellt die Gruppensoziologie eine brauchbare Alternative dar oder ist nicht vielmehr der Vielfalt möglicher Beziehungen durch einen adäquateren Begriff Rechnung zu tragen? Der Netzwerkbegriff mit dem Instrumentarium der Netzwerkanalyse, so die Argumentation, vermag letzteres zu leisten.

Da die überwiegende Mehrzahl der vorliegenden Studien eine am individualistischen Programm der Soziologie (und hier dazu noch an sehr reduzierten Vorstellungen) orientierte Vorgehensweise zeigt, und mit der Extrapolation des Handelns einzelner, besonders im Vordergrund stehender Akteure zu offensichtlich falschen Gesamtaussagen kommt, wird in einem Kapitel der Kontroverse zwischen individualistischer und relationistisch-formaler Soziologie nachgegangen. Allerdings lassen sich nicht immer alle Argumente direkt aus der empirischen Untersuchung erschließen, vielfach müssen theoretische Argumente die Datenanalyse stützen und ergänzen.

Die vorgenommenen Analysen stellen die Kommunikationsstruktur einzelner Internetforen in den Mittelpunkt. Diese Vorgehensweise besitzt einige Nachteile. Hauptnachteil ist der Ausschluss von allen, das Internet, bzw. sogar einzelne Kommunikationsforen übergreifenden Beziehungen. Studien zu anderen Kommunikationsmedien konnten zeigen, dass der Gebrauch von Medien sich in der

Regel den Beziehungen unterordnet, bzw. dass ein bestimmtes Medium in der Regel nur einen bestimmten Anteil an den unterschiedlichen Kommunikationswegen für sich beanspruchen kann. Medien werden in Bezüge sozial integriert (siehe hierzu Stegbauer 1995; Wellman/Gulia 1999).

Um die Stärke von Beziehungen abschätzen zu können, ist die Kommunikationsfrequenz zwischen den Akteuren von hohem Interesse. Im Abschnitt über die Zentralität einzelner Akteure spielt darüber hinaus auch die Anzahl der zwischen den Teilnehmern eingegangenen Beziehungen eine Rolle, denn Zentralitätskonzepte beruhen auf graphentheoretischen Überlegungen. Bei den darauf folgenden Analysen mit Hilfe der Blockmodellanalyse sind darüber hinaus auch fehlende Kontakte von Bedeutung. Dieses Verfahren erlaubt einen Blick auf die Gesamtheit der Struktur eines Kommunikationsraumes mit seinen unterschiedlichen Positionen. Da sich die Struktur erst mit der Zeit entwickelt, wird nach dem Überblick unter simultaner Analyse aller Bezüge, eine Betrachtung vorgenommen, welche der Strukturentwicklung besondere Aufmerksamkeit schenkt.

Der Blick auf die Struktur verhilft zu einer empirischen Beantwortung der Fragen zu einer Aufhebung des realen Raumes. Leider lassen sich die Fragen zur De-lokalisierung von Kommunikation mit den verwendeten Methoden nur unbefriedigend analysieren. Hier werden vor allem theoretische Argumente benannt, diese können allerdings nur schwach empirisch untermauert werden.

Die Reichweite und Konsequenzen der Analyseergebnisse werden in einem letzten Kapitel dargestellt. Bevor die Entstrukturierungsfiktionen, die mit dem Internet zusammenhängen, näher betrachtet werden, folgt zunächst zur Orientierung eine Einführung in die untersuchten internetbasierten Kommunikationsformen.